

vorum

Verlagspostamt 6900 Bregenz
Erscheinungsort Bregenz, P.b.b.
Nr. 022031538

Forum für Raumplanung und Regionalentwicklung in Vorarlberg Nr. 4/2011 14. Jahrgang

Flüchtige Räume



IMPRESSUM: Herausgeber und Medieninhaber: Amt der Vorarlberger Landesregierung, 6900 Bregenz, www.vorarlberg.at/gemeindeentwicklung Auflage: 7.250 Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Wilfried Bertsch, Abteilung Raumplanung und Baurecht, 6900 Bregenz, vorum@vorarlberg.at Redaktionsleitung: Mag. Martina Pfeifer Steiner, E-mail: martina.pfeifer@oan.at, www.pfeifersteiner.com Redaktionsteam: Dr. Wilfried Bertsch, Dr. Sabine Miessgang, Heiko Moosbrugger, Ing. Christoph Türtscher, Mag. Stefan Obkircher Cover: Foto: Bernhard Geiger Gestaltung: Bertolini LDT, Bregenz Druck: Thurnher, Rankweil **vorum** ist auf chlorfrei gebleichtem Recycling-Papier gedruckt. DVR-Nr. 0050751 Der Herausgeber konnte trotz intensiver Recherchen nicht alle InhaberInnen von Urheberrechten ausfindig machen, ist aber bei entsprechender Benachrichtigung gerne bereit, Rechtsansprüche im üblichen Rahmen abzugelten. **vorum** erscheint 4 x jährlich und kann gratis angefordert werden bei: E-mail: raumplanung@vorarlberg.at, T 05574/511-27105

Alles ist in Bewegung. Wien, U3 Richtung Westbahnhof, im Durchzug harrend. Es ist still, alle warten bewegungslos. Plötzlich beginnt ein brausender Sturm, der Raum wird weggeblasen, sie halten ihre Taschen und Koffer fest, die U-Bahn fährt ein. Wieder Stille, die Menschen in Bewegung, um dann im Innenraum versteinert in rasanter Bewegung zur nächsten Haltestelle zu gelangen.

Der Westbahnhof ist ganz neu eröffnet, mit Shopping Mall. War es gestern noch der Flughafen in Dubai, fühlt es sich hier identisch an, wo bin ich? Vielleicht doch im Messepark? Dem Phänomen der Durchzugsorte, die überall gleich aussehen, geht **Robert Misik** nach.

Diese flüchtigen Orte, denen man sich gerne und freiwillig aussetzt werden in Landartprojekten ebenfalls wirkungsvoll eingesetzt. Sie verschwinden mitunter beabsichtigt wieder. Ein bemerkenswertes Fundraising-Kunstprojekt startete **Brad Pitt** in New Orleans für den Wiederaufbau nach der großen Katastrophe. Flüchtige Räume werden geschaffen, um die verloren gegangenen wieder in stabile zu verwandeln.

Diese Option bietet auch die handfeste SOS Home-Box für Katastropheneinsätze. Um das Prinzip der klappbaren, wundervollen Transformbox zu verstehen, macht sich **Martina Pfeifer Steiner** als Nomadin auf den Weg. In Bewegung geraten ist auch der Hang in **Sibratsgfall** und **Marul**. Die Bürgermeister der beiden Gemeinden erzählen, wie darauf reagiert wurde.

Ausgehend von Flüchtenden, die neue soziale Zusammenhänge finden müssen, entwickelt **Stefan Arlanch** ein Raumverständnis, das von den handelnden Akteuren als Raum der Beziehungen, Interaktionen und sozialen Verhältnisse begründet wird. Zudem spiegeln die Zahlen der Flüchtlings- und Asylstatistik eindrücklich die Fluchtbewegungen weltweit, in Österreich und in Vorarlberg wieder.

Österreichs Kernstädte büßen im selben Maß an Substanz ein wie der klassische ländliche Raum an Bedeutung verliert. Im „Raum dazwischen“ decken städtische und ländliche Bevölkerung zunehmend ihre Bedürfnisse ab, sofern sie nicht gleich dorthin flüchten. **Reinhard Seiß** begibt sich auf die Spur von Ursachen und möglichen Korrekturen dieser Entwicklung.

Mit dem Beitrag von **Elisabeth von Samsonow** zur Spannung im Luftigen, im Ätherraum, bietet vorum seiner Leserschaft einen Artikel, für den ansonsten eine philosophische Fachzeitschrift aufzuschlagen wäre.

Zum guten Schluss erzählt **Gernot Lauffer** seine persönliche Fluchtautogeschichte, welche die 68er Generation und ihre Flucht vor sich selbst beleuchtet.

Mit dem Wunsch nicht nur flüchtige Denkanstöße verbreitet zu haben, verbleibt

Ihr vorum Redaktionsteam

Hinterlasse keine Spur

Bahnhöfe, die wie Flughäfen aussehen. Flughäfen, die wie Shopping Malls aussehen. Shopping Malls, die wie Museums-Shops aussehen. Durchgangsorte, in denen moderne Nomaden ihre leere Zeit totschiessen.

„Junk-Space“ hatte Rem Koolhaas, der niederländische Stararchitekt, vor etwas mehr als einem Jahrzehnt seinen knappen Essay überschrieben, der aber mehr ein wütendes Manifest war. „Junk-Space“, also Dreck-Raum – im Sinne von Plunder-, Krempel-Raum. „Junk-Space ist die Summe unserer heutigen Architektur“: „Junk-Space ist das Ergebnis des Aufeinandertreffens von Rolltreppe und Klimatisierung, empfangen in einem Brutkasten aus Gipskartonplatten ... Die Schönheit der Flughäfen, besonders nach jedem neuen Ausbau! Das Glitzern der Renovierungen! Die Vielfalt der Shopping Malls! Lassen Sie uns den öffentlichen Raum erforschen, Spielkasinos entdecken, Themenparks untersuchen ... Junk-Space ist additiv, schichtweise angeordnet und leichtgewichtig, zerstückelt ... ausersehen, Warenzeichen zu tragen ... er besteht nur aus Subsystemen ohne Konzept, aus verwaisten Partikeln auf der Suche nach einem Plan oder einem Muster ... völlig chaotisch oder erschreckend steril und perfekt, undeterminiert und zugleich überdeterminiert.“

„Was mit den Malls begann, prägt nun einen neuen Orts-Typus, an dem viele von uns immer mehr Zeit verbringen.“

Was mit den Malls begann, den schein-öffentlichen Räumen, riesigen Klumpen aus Läden, Büros, Restaurants, Kinos, prägt nun einen neuen Orts-Typus, an dem viele von uns immer mehr Zeit verbringen: Den Typus des Durchzugs-Ortes, an dem wir nicht einmal wirklich temporär verweilen, sondern durch den wir nur hindurchgehen, leere Zeit überwinden. Orte, deren eigentlicher Zweck die Ortsveränderung ist. Temporäre Aufbewahrungsorte für die modernen, mobilen Nomaden. Die Flughafen-Mall; Bahnhöfe, die von Shopping-Centers nicht mehr zu unterscheiden sind; die Eingangsbereiche große Krankenhäuser; die unteren Ebenen der Kulturkomplexe mit ihren Museumshops, die manchmal so groß sind wie Warenhäuser; in den USA heute auch schon die großen Maga-Churches, die tausende Gläubige anziehen, weil für ausreichend Parkplätze ge-

sorgt ist, und darüber hinaus eine Rundumbetreuung von Psychoberatung über Haarschnitt bis zum Fitnesscenter garantiert ist. Man geht auf den Bahnhof, und es sieht aus, wie am Flughafen, am Flughafen sieht es aus wie in der Shopping City und in der Shopping City sieht es aus wie im Erdgeschoss des Modern Art Museums – eine zirkelschlüssige Homogenisierung zu einem Orts-Typs, der sein Gepräge von der Mall erhielt.

„Ich habe mich des architektonischen Drecks angenommen“, sagte Jon Adams Jerde einmal. Jerde ist in gewissem Sinne der bedeutendste Architekt der Welt, auch wenn ihn kaum jemand kennt, auch jene nicht, denen ansonsten die Namen der Star-Architekten durchaus geläufig sind – Gehry, Hadid, Eisenman und wie sie alle heißen. Jerdes Bauten werden jährlich von 500 Millionen Menschen besucht, zu seinen Projekten gehören die Mall of Egypt in Kairo, das Est End City Center in Budapest, der City Walk in Los Angeles und die Mall of America in Bloomington, Minnesota.

Die Mall ist natürlich mehr als bloß ein Kind von Air-Conditioning, Rolltreppe und Gipskartonwand, obwohl nicht vergessen werden soll, dass die technischen Bedingungen, einen Raum von Räumen ohne Fenster zu schaffen, durch den man sich trotz weiter Wege bequem bewegen kann und in dem man nicht erstickt, eine Voraussetzung für die Entstehung der Mall war. Malls sind mehr als das: Ein Erlebnisraum mit Orts-Effekten über den eigentlichen Kreis der Malls hinaus. Malls sind pseudo-öffentliche Räume oder gigantische Privaträume, Kulissen des Öffentlichen. Shopping-Malls sind Zonen mit Effekten des städtischen Lebens – aber deswegen noch lange keine urbanen Räume. Auch wenn sie oft hochtrabende Namen haben wie „City Plaza“, so sind sie, wie das der Stadttheoretiker Mike Davis



„Das soziale Leben in den kommerziellen Durchzugsorten ist vom Wunsch nach Beherrschbarkeit und Kontrollierbarkeit bestimmt.“

formulierte, „das Architektur-Äquivalent zur Neutronenbombe – eine Stadt, der alle lebendigen Erfahrungen fehlen.“ Das soziale Leben in den kommerziellen Durchzugsorten ist vom Wunsch nach Beherrschbarkeit und Kontrollierbarkeit bestimmt. In ihnen herrscht, wie die „Zeit“ einmal formulierte, das „H-Milch-Prinzip: garantiert keimfrei, geschmacksneutral und homogenisiert“. All diese Räume haben die unangenehme Eigenart, überall mehr oder weniger gleich auszusehen, sich gleich anzufühlen, gleich zu schmecken. In manchen der Urban Entertainment Centers ist sogar „unnötiges Herumstarren“ verboten, und wer die Baseballkappe verkehrt herum trägt, wird von der Plaza des City Walks verwiesen.

Das Mall-Prinzip kolonisiert nun viele ursprünglich öffentlichen Orte, wie etwa Bahnhöfe – aber letztendlich auch die Innenstädte. Waren die Innenstädte ursprünglich hart getroffen worden durch den Abzug der Geschäfte in die Malls am Stadtrand, werden sie nun, eine bizarre Volte der Geschichte, von der Rückkehr der Malls in die Städte ähnlich hart getroffen. Nicht nur, dass



Flughafen in Dubai und nicht der Messepark Fotos: Martina Pfeifer Steiner

Malls auch in den Innenstädten hochgezogen wurden, die Innenstädte selbst werden zu einer Art High-Class-Shoppingzone, zu „Brandscapes“. Mancherorts sind, wie das der Architekturtheoretiker John McMorrough nennt, Innenstadtstraßen im Grunde „Malls unter freiem Himmel“.

All das sind Durchgangs- und Durchzugs-Orte, durch die es den Passanten weht, in doppeltem Sinne: Bahnhöfe, Flughäfen sind prinzipiell dafür vorgesehen, leere Zeit beim Ortswechsel zu überbrücken, aber sie sind Durchgangsorte auch noch in einem anderen Sinne. Es sind Durchgangsorte, weil nicht vorgesehen ist, dass der Bürger seine Spur im Raum hinterlassen kann. Insofern sind sie ja gerade keine öffentlichen Räume, sondern schein-öffentliche Räume, öffentliche Schein-Räume, weil man sie sich nicht aneignen kann.

Man denkt bei all dem unwillkürlich an die Zeile von Bertolt Brecht, hundert Jahre alt fast, in anderem Zusammenhang geschrieben: „Von diesen Städten wird bleiben / der durch sie hindurchging / der Wind.“

„All das sind Durchgangs- und Durchzugs-Orte, durch die es den Passanten weht.“

Robert Misik, geboren 1966. Journalist, Blogger, Videoblogger, Buchautor. Lebt in Wien. Bücher u.a. „Das Kultbuch. Glanz und Elend der Kommerzkultur.“ Zuletzt erschienen: „Anleitung zur Weltverbesserung. Das machen wir doch mit links!“ (beide Aufbau-Verlag, Berlin) www.misik.at



Foto: Daniel Novotny



Foto: Ricky Ridecos

Pink schreit am schrillsten

August 2005, Louisiana und Mississippi, der Hurrikan Katarina verwüstet ein Gebiet von 90.000 Quadratmeilen an der Atlantikküste, Gesamtschaden über hundert Billionen Dollar, New Orleans ist überflutet.

In Eigenregie versammelt der Schauspieler Brad Pitt öffentlichkeitswirksam seine Freunde und einige Architekten und gründet die „Make-it-right“-Stiftung. Ziel ist der Bau von hundertfünfzig flutresistenten und nachhaltigen Wohnhäusern im völlig zerstörten Viertel Lower Ninth Ward im Osten von New Orleans. Die Entwürfe für die Häuser stammen von namhaften lokalen, nationalen und internationalen Architekturbüros, die dafür nur mit einem Ticket und einem Lunchpaket entlohnt wurden. Sämtliche Häuser sind wegen der permanenten Hochwassergefahr aufgeständert und verfügen über Fluchtdachboden mitsamt Ausstiegsluke. Gebaut mit recycelbaren beziehungsweise bereits recycelten Materialien, machen sie Fotovoltaikanlagen und Regenwassersammler nicht nur zu beispielgebenden „Green Buildings“, sondern beglücken auch die Bewohner mit einer Strom- und Gasrechnung von weniger als zehn Dollar im Monat.

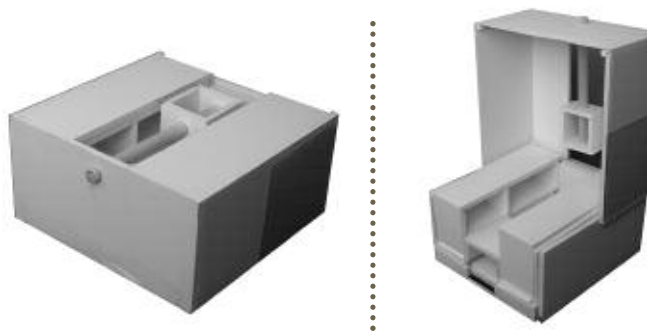
Um Spenden für dieses Großprojekt zu generieren, hat Brad Pitt mit dem Berliner Büro GRAFT Architekten eine Aufsehen erregende temporäre Kunstinstallation erfunden: „The Pink Project“, die provisorische Stadt. 450 pinkfarbige Zeltskulpturen aus Gerüst und Textil wurden, mit dem Wirbelsturm assoziierbar, auf einem Teil des zu bebauenden Areals ausgestreut. Im Zuge der Fundraising-Kampagne fügten sich die Basisformen wie Tangram zu den hundertfünfzig Hausvolumen zusammen. Unterlegt wurde das Ganze mit einer Lichtinstallation von tausend Solarkerzen, die als Sternbilder an die Menschen erinnerten, die bei der Katastrophe ihr Leben lassen mussten. Auch die mit der Zeit geordneten – gleichbedeutend mit finanzierten – Häuser begannen zu leuchten. Die dazu notwendigen Photovoltaikanlagen wurden später in den neuen Heimen eingebaut. Dass auch die 55.000 Squareyards der pinken Plane als Taschen und Werbemittel noch heute im Einsatz sind, versteht sich eigentlich von selbst.

www.makeitrightnola.org
www.graftlab.com
„Architecture in Times of Need“
Prestel Verlag 2009



Die Nomadin, die Transformbox und der geliehene Raum

Ich muss es zuerst verstehen, dieses Prinzip der ineinander klappbaren Schachtel, die ausgefächert fünfmal so groß ist und sofort bewohnbar. Die beiden Architekten Bernhard Geiger und Armin Kathan aus Innsbruck zeigen sie mir. Es gibt ja den Prototyp des Ein-Mann/Frau-Hauses bereits, maßgeschneidert, damit man darin stehen und liegen kann. Die Box ist einen Meter

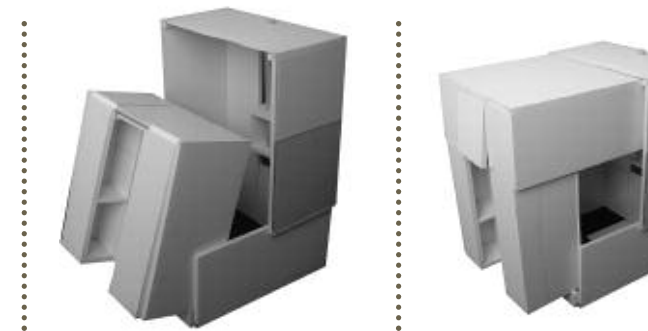


hoch, 50 cm tief und 60 cm breit, hat ein Traggestell und –gurte. Für mich ist diese zu schwer. Am Material wird noch gefeilt, Kunststoff soll es sein, leicht und isolierend.

So, jetzt wird aufgeklappt. Aus der rechteckigen Schachtel entsteht ein Quadrat, ein Wohnquadrat, das auf seiner Spitze steht, abgestützt auf dem Traggestell, gesichert mit den Wanderstöcken. Die Verriegelungen schnappen ein, Tür und Fenster, alle in gleicher Größe und durchsichtig, hängen schon am richtigen Platz. Alles inklusive. Klipp – klapp, der Sitz und der Tisch werden zum Bett, die Petroleumlampe auf, der Beutel mit Wasser abgehängt.

Ja, ich will sie. Ich will die übernächste Stufe der Transformbox, die RescueHomeBox für zwei bis vier Personen. Einmal begriffen, fasziniert diese Wohnschachtel mit ihrem Luxus. Alles da, alles eingebaut. Inneneinrichtung, Vorräte und Gepäck bleiben dank integrierter Stauräume im Haus, auch wenn es zusammengeklappt ist. Aus dem untersten Modul werden mittels einfacher Bandscharniere alle weiteren Volumen herausgezaubert. In diesem sind zwei Bänke integriert, die auch zum Schlafen dienen. Im nächsten liegen Regale und der Ofen. WC, Dusche, Kochische mit Kühlschranks befinden sich im dritten Raummodul. Zum Schluss wird der Deckel hochgeklappt, der noch ein Hochbett beinhaltet.

Reisefertig. Meine nomadischen Ambitionen manifestieren sich. Ich habe ein Haus, jedoch keinen Grund und Boden. Wie viele Verbote werde ich übergehen? Mit dem der – Zufahrt nur für Berechtigte – werde ich kein Problem haben, mein Selbstverständnis ist groß genug. Ich will den entlegenen Ort erreichen, von wo aus meine Homebox mittels beräderter Transporthilfe den



geeigneten Platz findet. Ich werde umsichtig sein, die Naturverhältnisse beachten, sei es Wind, Wetter oder Tier. Es wird ein geschützter Ort sein, schön, nicht provokant exponiert, untergeordnet dem, was vorzufinden ist.

Dort werde ich meine Wohnbox aufklappen, in der Nähe einer Quelle mit Trinkwasser. Ich werde Feuer machen, sogar mein Mobiltelefon am Solarzellenstrom laden. In den Schränken wird alles zu finden sein, im Garten der Natur eher beschränkt, weil ich zu unerfahren bin. Das wird sich im Laufe der Zeit ändern. Die erste verbrachte Nacht wird mir zeigen, ob der Ort gut gewählt ist. Mein Auto werde ich an einem erlaubten Ort abstellen, Nachschubmöglichkeiten erkunden, um dann zu Fuß wieder zu meiner entlegenen Wohnstätte zu marschieren. Ich werde eine reiche Zeit verbringen, an Erlebnissen, an Erfahrungen, an Einsamkeit, an Fülle.

Eines Tages wird ein Mensch vor meiner Tür stehen, voll verständnislosem Entsetzen. Er wird sich als Grundeigentümer vorstellen. Ich werde mich von ihm nicht vertreiben lassen, sondern friedlich weiterziehen und er wird noch lange aufgeregt eine unglaubliche Geschichte erzählen.

Martina Pfeifer Steiner

Erfinder: DI Bernhard Geiger
Innsbruck Tel: +43 650 7900511

TransformBox
BagPackBox 100 x 60 x 50 cm
Gesamtvolumen 1,27 m³
RescueHomeBox 245 x 180 x 85/260 cm
Gesamtvolumen 10,19 m³

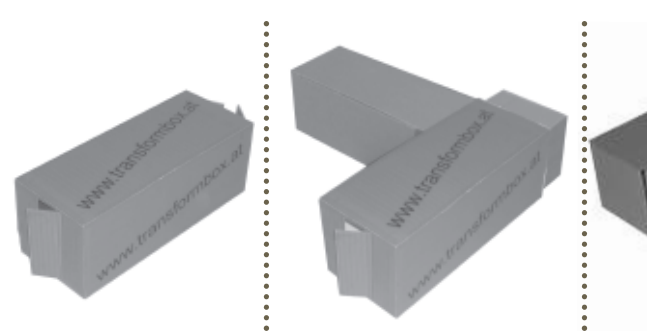
SOS HomeBox
20 Fuß Seefrachtcontainer
Standardgröße 244 x 259 x 606 cm
Nutzfläche 58 m²
Kosten 206,00 bis 275,00 EUR/m²



Foto: Bernhard Geiger

SOS HomeBox

Katastrophenszenarien sind heute Alltagsrealität. Bei Erdbeben, Überschwemmungen und politischen Konflikten ist immer Soforthilfe gefragt. Die betroffenen Flüchtigen benötigen kurzfristig Übergangsquartiere, bei Wiederaufbau mehrere Jahre lang. Welche adäquaten Raumlösungen gibt es? Wohnmobile und Wohnwagen sind teuer und bieten wenig Nutzfläche. Wohncontainer trans-



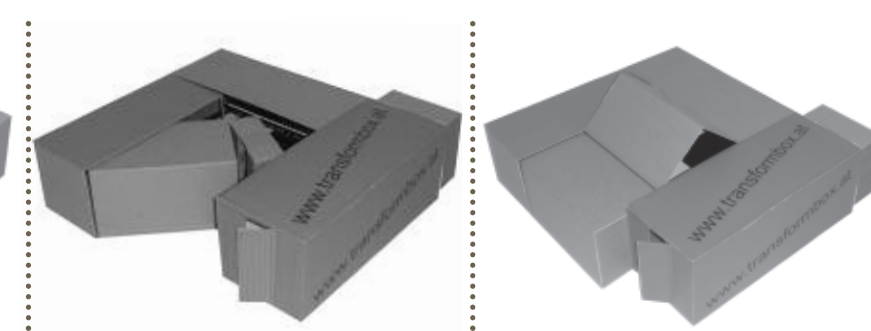
portieren leeren Raum und sind bei langen Wegen unökonomisch. Zelte sind sehr umständlich im Auf- und Abbau und bei mehrmonatigen Einsätzen sowie in vielen Klimazonen nicht ideal.

Solche Gedanken veranlassten Bernhard Geiger zur Weiterentwicklung der Transformbox in die SOS HomeBox. Der 20-Fuß-Seecontainer ist der gebräuchlichste Transportcontainer für LKW, Bahn und Schiff. Dieser ist Ausklapppunkt und

„Ausgeklappt wird der Raum fünf Mal so groß und durch vollständig eingepasstes Interieur sofort benutzbar.“

gleichzeitig Schutz- und Transporthülle für ein mobiles, autarkes, temporäres, witterungsbeständiges Gebäude mit 58 m² Nutzfläche für bis zu sechzehn Personen. Ausgefaltet wird der Raum fünf Mal so groß und er ist durch vollständig eingepasstes Interieur sofort benutzbar: Vier Schlafräume, Dusche, getrenntes WC, Wohn-

zimmer mit kleiner Galerie, Koch-, Ess-, Arbeitsraum, Veranda und Eingangsterrasse, alles in leichten, ökologischen Holzwerkstoffen gebaut. In die ausgeklappten Raumvolumen werden die Wandelemente mit Türen und das Dach montiert. Alles ist mitgeliefert, auch die Grundausstattung mit Utensilien für die akuten Bedürfnisse.



Die SOS HomeBox ist nicht nur ein Wohnhaus. Sie ist flexibel und additiv verwendbar, wie zum Beispiel als temporärer Schulraum, Behandlungs- und Krankenstation, als Gebäude für Zivilschutz- und Militäreinheiten, für Montage- und Baufirmen, sogar als Messe- oder Ausstellungspavillon, Ferienhaus, Kiosk oder Bar. Sie kann auch bis zu zwei Meter aufgeständert werden. Damit werden überflutete Gebiete oder geneigte sowie unebene Gelände bebaubar. Die SOS HomeBox braucht keine Fundamente oder Bodenplatte, sie wird einfach hingestellt. Die Vorteile können dieser Beschreibung abgeleitet werden: Die sofort benutzbare Raumvergrößerung um das Fünffache spart Transport- und Lagerkosten sowie Auf- bzw. Abbauezeit. Durch Zusatzelemente kann sie flexibel jeder Situation angepasst werden, sei es Klima, Wohnkultur oder Funktion. Der quadratische Grundriss erlaubt vielfältige Nutzungs- und Raumgestaltung und kann zu städtebaulich variablen und anspruchsvollen Siedlungen anwachsen. Zehn Jahre und mehr beträgt die Lebensdauer, und so kann um die temporäre SOS HomeBox auch ein festes ortsübliches Gebäude entstehen. Nach Fertigstellung wird die SOS HomeBox zusammengeklappt, abtransportiert und für den nächsten Einsatz vorbereitet.

Abrisskanten halten sich nicht an Katasterpläne

Mai 1999, Sibratsgfall, Parzelle Rindberg, starke Niederschläge, ein Großereignis, der ganze Hang beginnt zu rutschen. Schlussendlich ist eine Fläche von 1,4 km² betroffen. Siebzehn Bauernhäuser, Wohnhäuser, Alp-Hütten werden zerstört oder schwer beschädigt, 65 ha Wald vernichtet, 85 ha Alpfläche für die Weidewirtschaft unbrauchbar und 5,7 km Straße unpassierbar.

Die gesamte Gemeinde Sibratsgfall ist von Rutschungen und Hangbewegungen betroffen. Bei Überarbeitung des Gefahrenzonenplanes wurde daher von der Wildbach- und Lawinenerbauung Sektion Vorarlberg versucht, diese Gefahr kartographisch darzustellen. Über fünfzig Vermessungspunkte an neuralgischen Stellen werden alle zwei Jahre aktualisiert. Die Erkenntnisse daraus bilden die Grundlage zur Ortsentwicklung.

„Auf einmal steht der Großteil der Häuser auf roter, das heißt unbebaubarer Zone, individuelles Vermögen ist vernichtet und nirgends reklamierbar. Hier ist eine sensible Vorgangsweise notwendig um Sicherheit zu gewährleisten und doch den lebenswerten Ort zu erhalten“, ist sich Bürgermeister Konrad Stadelmann sehr bewusst. Die Geländeabrisskante hält sich nicht an Katasterplan und Grundstücksgrenzen. Hier stehen hunderte Jahre Bemühungen den geologischen Tatsachen von zehntausenden Jahren gegenüber. Darum gibt es bewegliche und feste Grenzen. Wenn ein unbebautes landwirtschaftliches Grundstück rutscht, wird der Zaun einvernehmlich wieder zurückgesetzt. Rutscht ein ganzes Haus mit dem dazugehörigen parzellierten Grundstück, wird es in derselben Größe am neuen Ort vermessen.

Heute braucht jedes Bauvorhaben in Sibratsgfall ein geologisches Gutachten, wertvoll daher die Zusammenarbeit mit dem Geologen der Raumplanungsstelle, Dr. Walter Bauer. Es gibt nichts Besseres als „gelbe Zone“, was bedeutet: mit Auflagen bebaubar. Es ist auch möglich „auf Rot“ zu bauen, wenn der Anbau statisch und baulich vom Altbestand getrennt ist und ein bestimmtes Verhältnis eingehalten wird.

Brisant wurde es 1980 in Marul durch ein Erdbeben in der Arlbergregion, das unterirdische Wasserwege verschüttete. Auch hier ist heute für die kleinste Mauer ein geologisches Gutachten notwendig. Bei Neubauten darf nur der Keller in Beton ausgeführt werden, der Rest muss in Holzbauweise sein. Die wichtigsten Maßnahmen betreffen laut Bürgermeister Hermann Manahl die Wasserableitungen von Straßen und Dachwasser in den Marulbach. Durch die baulichen Vorkehrungen verlangsamt sich die Hangbewegung. Wenn er früher in einem Jahr zwei bis sieben cm rutschte, erreicht er dieses Ausmaß nun erst in drei Jahren. Das gesamte Kanalisierungsvorhaben Marul/Raggal wird 2014 abgeschlossen sein und man erwartet weitere merkliche Verbesserungen.



Flüchtlingslager in Somalia Foto: raindryland



Flüchtlingsfest 2010 Festspielhaus Bregenz Fotos: caritas

Stefan Arlanch,
 Studium Lehramt für Philosophie, Psychologie und Geschichte;
 Master in Gemeinwesenentwicklung in München;
 seit zweieinhalb Jahren bei der Caritas, Fachbereich
 Flüchtlings- und Migrantenhilfe, Stellenleiter Region Feldkirch;
 Externer Lehrbeauftragter an der FH Vlb. im Masterlehrgang
 für Interkulturelle Soziale Arbeit.



Fluchtbewegungen

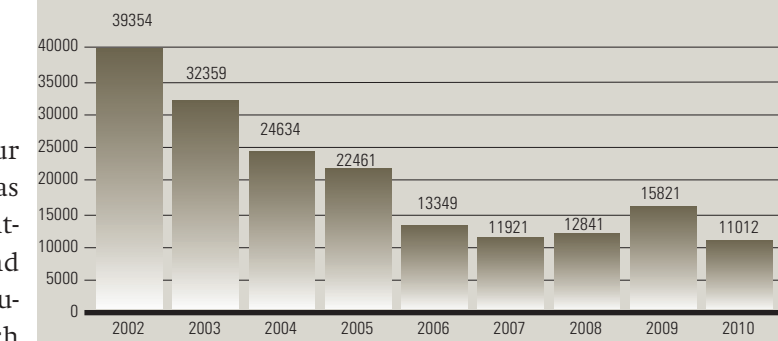
Welt

| Herkunftsländer der Flüchtlinge: | | Aufnahmeländer der Flüchtlinge: | |
|----------------------------------|-----------|---------------------------------|-----------|
| Afghanistan | 2.887.100 | Pakistan | 1.740.700 |
| Irak | 1.785.200 | Iran | 1.070.500 |
| Somalia | 678.300 | Syrien | 1.054.500 |
| Dem. Rep. Kongo | 455.900 | Deutschland | 593.800 |
| Myanmar | 406.700 | Jordanien | 450.800 |
| Kolumbien | 389.800 | Kenia | 358.900 |
| Sudan | 368.200 | Tschad | 338.500 |
| Vietnam | 339.300 | China | 301.100 |
| Eritrea | 209.200 | USA | 275.500 |
| Serbien | 195.600 | Großbritannien | 269.400 |

Stand 2009
 Quelle: UNHCR

Österreich

Asylanträge



| Staatsangehörigkeit | Anträge | positiv | negativ | sonstige |
|----------------------|---------|---------|---------|----------|
| Russische Föderation | 2.322 | 1.082 | 2.183 | 270 |
| Afghanistan | 1.582 | 584 | 962 | 165 |
| Kosovo | 622 | 34 | 800 | 176 |
| Nigeria | 573 | 15 | 1.182 | 216 |
| Indien | 433 | 2 | 606 | 84 |
| Iran | 387 | 222 | 141 | 47 |
| Georgien | 370 | 25 | 849 | 101 |
| Türkei | 369 | 112 | 934 | 125 |
| Serbien | 350 | 42 | 972 | 235 |
| Irak | 336 | 81 | 108 | 48 |

Stand 2010
 Quelle: www.bmi.gv.at

Vorarlberg

| Bezirk | Gesamt | Asyl | Konv. | Subs. |
|-------------|--------|------|-------|-------|
| Bludenz | 382 | 223 | 157 | 2 |
| Bregenz | 382 | 123 | 250 | 9 |
| Dornbirn | 585 | 101 | 484 | 0 |
| Feldkirch | 476 | 133 | 338 | 5 |
| ohne Angabe | 69 | 0 | 69 | 0 |
| Gesamt | 1.894 | 580 | 1.298 | 16 |

Stand März 2011
 Quelle: Caritas

Asylwerber sind Personen, die in einem fremden Land einen offiziellen Antrag auf internationalen Schutz eingebracht haben und über deren Antrag noch nicht rechtskräftig entschieden wurde.
 Quellen: UNHCR und Caritas

Konventionsflüchtlinge sind Personen, die Flüchtlingsschutz genießen. Das heißt, sie können nicht abgeschoben werden, weil ihr Leben, ihre körperliche Unversehrtheit oder ihre Freiheit in ihrem Heimatstaat wegen ihrer Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung, bedroht ist. Der Rechtsstatus von Konventionsflüchtlingen ist in der Genfer Flüchtlingskonvention geregelt. In Österreich wird dieses Recht durch § 3 Asylgesetz 2005 umgesetzt.
 Quelle: Wien.at

Subsidiär Schutzberechtigte sind Personen, deren Asylantrag zwar abgewiesen wurde, aber deren Leben oder Gesundheit im Herkunftsland bedroht wird. Sie sind daher weder Asylwerberinnen/Asylwerber noch Asylberechtigte (Flüchtlinge im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention – GFK), benötigen aber Schutz vor Abschiebung.
 Quelle: Bundeskanzleramt Österreich

Flüchtlinge und flüchtige Räume

Flucht ist ein dramatischer Einschnitt, der die persönliche Situation grundlegend verändern kann. Davon betroffen ist auch die Wahrnehmung und das Erleben von Raum. Wenn die Existenz bedroht wird, Hoffnung und Perspektiven sich verflüchtigen, dann werden auch Räume zu flüchtigen Räumen.

Said, ein 17-jähriger unbegleiteter minderjähriger Flüchtling aus Afghanistan besucht einen Deutschkurs bei der Arbeiterkammer. Die wohlwollende Lehrerin, die von seinem Status weiß, versucht ihn in den Unterricht miteinzubeziehen und erwähnt dabei in der Klasse seine Fluchtgeschichte. Said ist entsetzt, fühlt sich nackt, bloßgestellt und beschließt, den Kurs ab sofort nicht mehr weiter zu besuchen. Die Konsequenzen daraus, nämlich einen Teil des Kurses aus der eigenen Tasche zu bezahlen, nimmt er in Kauf, wengleich ihm dies mit seinen geringen finanziellen Mitteln sehr unter Druck setzt. Dieses Opfer - meint er - bringe er gerne, schließlich gebe es ihm seinen Stolz zurück.

„Sie wollen als Menschen gesehen werden, aber als Flüchtlinge unsichtbar sein.“

So wie Said geht es vielen, vor allem jugendlichen Flüchtlingen. Sie wollen ein normales Leben führen, ihre Vergangenheit abschütteln, weder mit Ihrer Fluchtgeschichte noch mit Ihrem Status als Flüchtling in Verbindung gebracht und schon gar nicht konfrontiert werden, sie wollen in der Öffentlichkeit nicht als Flüchtlinge erkannt oder entlarvt werden. Sie wollen als Menschen gesehen werden, aber als Flüchtlinge unsichtbar sein, sie wollen ankommen in diesem Land - und können doch oft so schwer landen. Was hat die kleine Anfangsgeschichte nun mit den „flüchtigen Räumen“ zu tun?

Um dem nachzugehen sind ein paar kurze Vorbemerkungen zum Raumbegriff angebracht. Die systematische Beschäftigung mit dem Raum geht bis in die Antike zurück. Raumvorstellungen

haben sich im Laufe der Zeit stark verändert, von etwas stets Ausgefülltem bei Aristoteles, zur Ausdehnung bei Descartes und zu einem unendlichen, homogenen und isotropen Raum bei Newton. Mit Leibniz schließlich kommt zum ersten Mal eine Vorstellung der Relativität des Raumes auf.

In den letzten 20 Jahren stehen sich zwei dominante Raumvorstellungen gegenüber. Einerseits ein Verständnis von Raum, das als Containermodell bezeichnet wird und davon ausgeht, dass Raum nur ein kontinuierlicher, für sich selbst existierender fixer Behälter ist, in den Objekte postiert sind. Soziales ist in den Raum eingebettet und wird von diesem nicht beeinflusst. Die Raumdimension ist der menschlichen Handlungsdimension vorgelagert. Raum wird in diesem Modell als eigene Realität und nicht als Folge menschlichen Handelns betrachtet. Im Gegensatz dazu steht ein relationaler Raumbegriff. Nach diesem Verständnis stellt Raum immer das Ergebnis menschlichen Handelns dar. Raum wird somit von den handelnden Akteuren konstituiert, es ist ein Raum der Beziehungen, der Interaktionen und sozialen Verhältnisse, in dem Materielles und Soziales in einem interdependenten Verhältnis stehen.

Generell lässt sich feststellen, dass es seit einigen Jahren in vielen wissenschaftlichen Disziplinen, vor allem aber in den Sozialwissenschaften eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Raum gibt, man spricht von einem „spatial turn“. Die Welt scheint räumlich zu werden. Der Philosoph Michel Foucault spricht sogar von einer Epoche des Raumes.

Vor allem der Begriff des Sozialraums wird sehr stark rezipiert und bestimmt zunehmend die Ordnung des Raumes. Sozialraum meint aber nicht nur ein bestimmtes Raumverständnis, er bezeichnet insgesamt die vorherrschenden und wirkmächtigen räumlichen Ordnungen des Sozialen. (Reutlinger, 2007) Diese Ordnungen legen fest, wie Gesellschaftsmitglieder, Fachkräfte oder politische Verantwortliche Räume erfahren und gestalten.

Hinter der Popularität des Begriffes Sozialraum stecken Veränderungen, die ein erweitertes Raumverständnis befördern und gleichzeitig auch Raumordnungen prägen. Genannt seien radikale Veränderungen des Kapitalismus, fiktive Kapitalflüsse auf den internationalen Finanzmärkten, die kaum mehr mit realer Wirtschaft zu tun haben, neue Medien, Transport und Kommunikationsstrukturen, die Distanzen mühelos überspringen lassen und das Raumverständnis grundlegend verändert haben.

Somit lässt sich sagen: Der gesellschaftliche Wandel spiegelt sich räumlich, aber auch in den Ordnungen des Raumes, also wie über Raum geredet wird, wider. Die Ordnung des Raumes ist gesellschaftlich bedingt und wirkt bis in die feinsten Verästelungen des Sozialen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat den Satz formuliert: „In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert wäre und nicht Hierarchien und soziale Abstände zum Ausdruck brächte.“ (Bourdieu, 1997: 160) Hinter der Ordnung des Räumlichen stecken (sozial)politische Auseinandersetzungen, wer dies mit welchem Einfluss tun und unterlassen kann und wer nicht. Soziale Zusammenhänge formieren sich entlang des Räumlichen neu. Räume sollen in einer bestimmten Form strukturiert werden, wie diese Ordnung letztlich beschaffen ist, ist ein Ergebnis politischer Auseinandersetzungen.

„Soziale Zusammenhänge formieren sich entlang des Räumlichen neu.“

Die Rede von flüchtigen Räumen lässt verschiedene Deutungen zu. Zunächst können sich Räume über die Zusammensetzung der Akteure,



über Interaktionen und Austauschbeziehungen konstituieren und auflösen. Räume verändern sich aber auch in der individuellen Wahrnehmung im Zusammenspiel von eigener Erfahrung und Interaktion im sozialen Umfeld. Wie sehr sich Räume verengen oder erweitern, wie sehr Kontinuitäten möglich werden oder sich das Leben in Zeitfenstern abspielt, hängt wiederum von den Lebensumständen ab. Und gesellschaftliche Rahmenbedingungen wiederum beeinflussen die Lebensumstände. Wenn im politischen Diskurs vom „Boot“ geredet wird, das angeblich voll ist, wenn Bilder und Vorstellungen von gewaltigen Migrationsströmen kursieren, die suggerieren, der Platz wäre zu eng, wenn daran gedacht wird, Zuwanderer und Flüchtlinge so zu verteilen, dass sie nicht mehr sicht- und wahrnehmbar sind, dann macht das etwas mit den Betroffenen.

„Er möchte sich all dem entziehen und dabei entzieht sich ihm die Welt.“

Said nimmt die ihm fremde Ordnung um ihn herum wahr, spürt die widerständige Realität. Er findet eine gesellschaftliche Ordnung vor, die sich oft nicht mit seiner inneren Ordnung in Deckung bringen lässt. Er spürt das Fremde, das sich nicht erschließt, der Widerstand, auf den er mit seinen in seiner früheren Welt vertrauten Mustern stößt. Er hört ständig, was er alles lernen muss, was er anders machen muss, was hier nicht geht und dass er sich anzupassen habe. Er möchte sich all dem entziehen und dabei entzieht sich ihm die Welt.

Reinhard Seiß, Dr. techn.;
Stadtplaner, Filmemacher und Fachpublizist,
schreibt u.a. für FAZ, Süddeutsche Zeitung,
NZZ und Die Presse (Spectrum);
Produktionen für Fernsehen und Hörfunk;
internationale Lehr- und Vortragstätigkeit;
Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung



Aus der Stadt auf das Land oder wieder retour?

Mit wenigen Ausnahmen büßen Österreichs Kernstädte seit Jahrzehnten im selben Maß Substanz ein wie der klassische ländliche Raum an Bedeutung verliert. Im „Raum dazwischen“ decken städtische und ländliche Bevölkerung zunehmend ihre Bedürfnisse ab, sofern sie nicht gleich ganz dorthin flüchten. Über Ursachen und mögliche Korrekturen dieser Entwicklung.

Die seit Jahrzehnten anhaltende Abwanderung aus den dicht bebauten Ballungsräumen in das vermeintlich grüne Umland ist den Städtern nicht zu verübeln: Die urbanen Siedlungsräume – geprägt von den Abgasen und dem Lärm des unvermindert wachsenden Autoverkehrs, von Parkplätzen statt öffentlichen Räumen und allgemein wenig kinderfreundlichen Bedingungen – bieten insbesondere jungen Familien vielfach zu wenig Lebensqualität. Dazu kommt ein sozialer – und dennoch teurer – Wohnbau „von der Stange“, der in mancher Hinsicht auf dem Niveau der 1970er Jahre stehen geblieben ist, ja bezüglich Bebauungsdichte, Freiflächengestaltung und Gemeinschaftseinrichtungen teils hinter diese Standards zurückfällt. Das Häuschen mit eigenem Garten, und sei es aus dem Fertigteilkatalog, wird so zum verständlichen Wunschtraum vieler Städter – die, wohnen sie erst einmal am Stadtrand, erst wieder per Auto in die Stadt fahren und damit jene Problematik weiter verschärfen, vor der sie unter anderem geflüchtet sind.

Auch die Landflucht aus den agrarisch geprägten Gebieten Österreichs hat ihre handfesten Gründe: Eine verfehlte Regional- und Verkehrspolitik förderte ab den 1960er Jahren das Auspendeln der Bewohner kleinerer Gemeinden in die Ballungsräume, anstatt die peripheren Wirtschaftsstandorte zu stärken und zu modernisieren. Dem Auspendeln folgte vielfach das Abwandern – nicht nur der Arbeitskräfte, sondern auch der Kaufkraft –

„So gut wie jede Funktion, die einst mit den Zentren verknüpft war, ist an die Peripherie abgewandert.“

sowie die Ausdünnung der sozialen und kulturellen Infrastruktur wie auch des öffentlichen Verkehrs am Land, was die Attraktivität des Lebens am Land mehr und mehr schmälerte. Viele „Arbeitsmigranten“ zogen nicht direkt in die Stadtzentren, sondern in die Umlandgemeinden, wo zumindest dorfnährliche Wohn- und Lebensformen herrschen.

Längst beschränken sich die sogenannten Speckgürtel aber nicht mehr auf Einfamilienhausgebiete allein. So gut wie jede Funktion, die einst ursächlich mit den Zentren der Städte und Dörfer verknüpft war – sei es Handel, sei es Arbeit oder auch soziale Kontakte und Unterhaltung – ist inzwischen an die Peripherie abgewandert, wo Boden zu günstigen Preisen, aber vor allem in nach wie vor uneingeschränkter Menge verfügbar ist, wo die Erreichbarkeit durch und die Abstellmöglichkeit für das Auto uneingeschränkt gegeben ist.

Die gravierenden Folgen dessen sind nicht nur die zunehmende funktionale Verarmung und Verödung der gewachsenen Kernstädte und Dörfer. Es sind auf der ehemals grünen Wiese in den letzten 30, 40 Jahren auch nicht ansatzweise neue Siedlungsformen entstanden, die einen adäquaten Ersatz oder eine qualitätvolle Weiterentwicklung der überkommenen Strukturen unserer Städte und Ortschaften bieten könnten – weder funktional, noch sozial, noch baukulturell. Es herrscht ein gesichts- und zusammenhangloses Nebeneinander monofunktionaler Siedlungssplitter, die nur durch das Auto zusammengehalten werden.

„Es herrscht ein Nebeneinander monofunktionaler Siedlungssplitter, die nur durch das Auto zusammengehalten werden.“

Die mannigfachen Schattenseiten dieses Siedlungsmodells freilich sind evident: Die Suburbanisierung zehrt nicht nur an der Vitalität der Städte und Gemeinden, sondern auch an deren Budgets. Denn die extensiv besiedelten Randlagen sind nicht mehr effizient zu erschließen – weder durch Straßen, Wasser, Kanal oder Fernwärme, noch durch öffentliche Verkehrsmittel oder mobile soziale Dienste. Die weitläufigen Einfamilienhausgebiete, die flächenintensiven Fachmarktzentren und Gewerbeparks nehmen irreversibel wertvolles Erholungs-, Grün- und Ackerland in Anspruch – bundesweit alles in allem um die 24 Hektar pro Tag! Und nicht zuletzt trägt diese Siedlungsstruktur massiv dazu bei, dass der Verkehr der einzige CO₂-Emittent in Österreich ist, der weiterhin Zuwachsraten verzeichnet.

Der Raumplanung, die durch jahrzehntelanges Laissez-faire – sei es auf Landesebene, sei es auf kommunaler Ebene – das ihre dazu beigetragen hat, die alleinige Schuld an dieser Entwicklung zu geben, wäre indes viel zu kurz gegriffen, stecken doch maßgebliche Ursachen dahinter, die sich jedes planungspolitischen Einflusses entziehen. So stehen Gemeinden für ihre Entwicklung im Wesentlichen zwei Geldquellen zur Verfügung, die eine unreflektierte Siedlungstätigkeit geradezu fördern: zum einen sind das die – von manchen Bürgermeisterinnen und Gemeinderäten auch über-

schätzten – Steuereinnahmen von ortsansässigen Betrieben, und zum anderen ist es der alljährliche Finanzausgleich, im Rahmen dessen die Kommunen, abhängig von ihrer Einwohnerzahl, Steuergelder zugeteilt bekommen.

Dementsprechend sind die meisten Gemeinden bemüht, zum einen möglichst viele Unternehmen auf ihrem Gebiet anzusiedeln und zum anderen die Bevölkerungszahl stetig zu vergrößern. Dass beides zu einer recht zügellosen Widmung von Bauland – unabhängig von den tatsächlichen Standortqualitäten einer Gemeinde – führte und führt, um nur ja genügend verfügbare und günstige Grundstücke für neue Investoren und Bürger bereitstellen zu können, ist längst bekannt. Immerhin ist manchenorts inzwischen auch ein Umdenken in Richtung interkommunal optimierter Standorte für neue Wohn- und Gewerbeansiedlungen im Gange, wie etwa in der Region Südliches Rheintal. Auf übergeordneter politischer Ebene wagte aber noch niemand grundsätzlich an den finanzpolitischen Stellschrauben unserer Siedlungsentwicklung zu drehen.

Nachteilige Effekte gehen auch von der Vergabe der staatlichen Wohnbauförderung aus, die weitgehend unabhängig von raumplanerischen Kriterien erfolgt. Zwar ist die Unterstützung von Bauwerbern inzwischen bundesweit von der Energieeffizienz des Gebäudes abhängig. So gut wie bedeutungslos ist es in den meisten Ländern aber nach wie vor, ob ein Gebäude auf 250, 500 oder 1.000 Quadratmetern Grundfläche steht – hier stellt einzig Tirol eine signifikante Ausnahme dar –, ob das Haus im Verbund mit anderen Häusern oder fernab bestehender Siedlungskerne errichtet wird, ob der Standort von öffentlichen Verkehrsmitteln erschlossen oder auf das Auto angewiesen ist.

Als kontraproduktiv erweist sich auch die staatliche Pendlerpauschale, die all jene belohnt, die nicht am Arbeitsort wohnen wollen, sondern sich für den täglichen Weg ins Büro lieber ins Auto

„Die staatliche Pendlerpauschale ist kontraproduktiv, weil sie jene belohnt, die nicht am Arbeitsort wohnen.“

setzen. In den 1950er und 60er Jahren mag diese Vergünstigung noch ihre sozialpolitische Relevanz gehabt haben. Heute kommt sie großteils aber nicht mehr den Nebenerwerbsbauern aus dem Bregenzerwald zugute, sondern den wohlhabenden Haushalten in den suburbanen Siedlungsräumen. Mödling ist der reichste politische Bezirk Österreichs und hat gleichzeitig den höchsten Pendleranteil. Die Pendlerpauschale bedeutet mittlerweile also eine Umverteilung von unten nach oben – und eine aktive Förderung der Suburbanisierung.

Auch die Wirtschaftsförderung wirkte und wirkt im Sinne einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung oftmals kontraproduktiv: Jedes Bundesland weist mehrere subventionierte Betriebsansiedlungen oder geförderte Wirtschaftsparks auf der „grünen Wiese“ auf, die genauso gut auf den rapide zunehmenden Brachflächen innerhalb der Städte – seien es alte Industriegebiete oder aufgelassene Bahnhofflächen – entstehen hätten können. Wie tiefgreifend und – gemessen an der gesamteuropäischen Entwicklung – überzogen die Suburbanisierung hierzulande erfolgte, zeigt ein Blick auf die Einzelhandelsentwicklung. Österreich ist mit 1,9 Quadratmetern Handelsfläche pro Kopf EU-weiter Spitzenreiter in der Einzelhandelsdichte, weit vor Deutschland mit 1,4 und um ein Vielfaches vor Ländern wie Großbritannien mit 0,7 Quadratmetern. Gleichzeitig liegen 51 Prozent der heimischen Handelsflächen an der Peripherie, während es in der Bundesrepublik lediglich 17 Prozent sind.



Dem Verkehrsclub Österreich (VCO) zufolge werden in der Alpenrepublik jährlich 5,4 Milliarden Pkw-Kilometer allein zu Einkaufszwecken zurückgelegt, was nicht weniger als 352 Erdumrundungen täglich (!) bedeutet – nur um das mit dem Kofferraum zu erledigen, was auch mit dem Einkaufskorb zu bewältigen wäre. Ebenso eindrucksvoll wie bezeichnend ist die Zahl von 2,8 Millionen Stellplätzen, die bei den heimischen Handelseinrichtungen auf die rund 4 Millionen automobilen Kunden in diesem Land warten. Das zeigt auch,

dass sich diese Misere längst nicht mehr in den klassischen „Bad Villages“ im Umland der großen Städte erschöpft – wie Wals-Siezenheim vor den Toren Salzburgs, Pasching bei Linz, Seiersberg bei Graz oder Vösendorf an der Stadtgrenze zu Wien. In jeder größeren Gemeinde stehen inzwischen die Filialen der omnipräsenten Supermarkt- und Fachmarktketten – vorzugsweise an den Ortsein- und -ausfahrten oder an den Kreuzungspunkten der Überlandstraßen in die Nachbarorte.

Die nötigen Maßnahmen gegen diese Trends beschränken sich nicht darauf, ihre planerischen, rechtlichen und fiskalischen Triebfedern abzustellen oder zumindest einzudämmen. Es gilt nicht nur, weitere Suburbanisierung zu vermeiden, die Innenbereiche der Städte und Dörfer müssen auch wieder attraktiver werden – insbesondere für Bewohner, aber auch für Konsumenten oder Erholungssuchende. So schwer das in kleineren Kommunen mittlerweile gelingen mag, so groß wäre das Potential in den Städten. Dornbirn etwa führt seit Jahren mustergültig vor Augen, wie eine zentrumsstärkende Stadtentwicklungspolitik aussehen kann. Götzis wiederum könnte mit seinem aktuellen Stadterweiterungsprojekt „Am Garnmarkt“ ein Vorzeigebeispiel für neuen, lebenswerten und funktional durchmischten Städtebau anstatt herkömmlichem Wohnbau gelingen.

Das wohl beeindruckendste heimische Modell für die Aufwertung eines Zentrums stellt Lienz in Osttirol dar, wo es binnen weniger Jahre gelang, die darabende Obere Altstadt in einem umfassenden Beteiligungsprozess als Handels- und



Gastronomiestandort neu zu etablieren, aber auch als städtischen Wohnstandort, als vitalen Lebensraum dauerhaft zu sichern. Was nur gelang, weil alle Akteure – von Politik und Verwaltung über Wirtschaftstreibende und Immobilieneigentümer bis hin zu den Bürgern – gemeinsam an ein und demselben Ziel arbeiteten. Diese Grundbedingung steht vermutlich am Anfang jedes seriösen Versuchs, die Flucht aus den Städten und Dörfern endlich zu stoppen.



Fotos: R. Seiß/URBAN+

Spannung im Luftigen: Äther Psycho versus Äther Techno

Menschen sind unmittelbar räumlich in doppelter Weise, durch den Leib und den „Gasaustausch“, wie die Biosphärentheoretiker um 1900 gesagt hätten. Der erste Umraum, die erste zarteste Architektur also ist Hauch oder Atem. Das hauchende Wesen, das seinen Atem in den Raum hinausblasende, bestätigt, dass es Lebendiges im Raum ist, dass es sich in diesem Raum befindet und wohl auch von diesem mit einem feinen lebenswichtigen Nektar, wenn man die Atemluft einmal poetisch so bezeichnen wollte, genährt wird. Noch bevor Umgrenzt und Gebautes in den Blick kommt, ist die Konspiration oder die Atemgemeinschaft da. Die Atemgemeinschaft gibt ein Maß vor, indem gefragt wird, wie viel Luft gehaucht und gebraucht wird, also wie viel Gas getauscht wird. Die Idee des Umraumes leitet sich von diesem Punkt ab, gewissermaßen von einer Gasglocke also, die genauso unmittelbar Lebensvorrat wie Körpererweiterung ist. Von hier aus müssen also die als leer vorgestellten Raummeter kapitalisierbarer Luft neu gedacht werden.

Die flüchtigen, gasförmigen Räume sind einerseits Umfassungsräume, Container oder Blasen, wie

Peter Sloterdijk sie nennt, andererseits sind sie aber auch Fortpflanzungen oder Ausstülpungen individueller Lebendigkeit, die sie eben ein- und aushaucht. Neuere Gepflogenheiten wie die Befolgung der Gebote der Fitness scheinen unmittelbar an der Logik der Atmung zu hängen, sofern es um die Erhöhung der Atemleistung geht, also des Durchflusses von Luft, die dann eine Anreicherung mit Umraumqualitäten in der Weise der Oxygenisierung herbeiführt. Das viel Durchatmen kommt wie eine Königsdisziplin daher, als wäre es wie eine Herrschaft über das Reich der Luft.

Nun sind Überlegungen zur Exzellenz des Flüchtigen und Luftigen nicht neu, sie bilden etwa die Basis der stark physiologisch akzentuierten Metaphysik des Theophrast, eines Schülers des Aristoteles, der eine medizinische Anthropologie im Stile des Ayurveda aus der Idee des Äthers entworfen hat. Der Äther, das fünfte Element, bilde selbst den großen, alles umfassenden Container-Raum, allerdings nicht als Leeres, sondern als Pneuma oder „Vater Äther“, wie Hölderlin ihn besungen hat. Solche Vorstellungen erzwingen eine Revision der Idee des Raumes, der – sofern

Seele haben und Atmen dasselbe sind – als Seelenraum zu betrachten ist.

Was hat nun eine solche Vorstellung mit zeitgenössischer Architektur zu tun? Es gibt keinen Zweifel, dass derlei ältere Vorstellungen von einem Geist-Raum, von einem Informationsraum, in welchem die Luft Träger von Botschaften ist, sich durch die zeitgenössischen Technologien und Medien wieder zur Erklärung der unklaren Verhältnisse anbieten. Wie aber nun ist die Rolle der Architektur zu denken, die es plötzlich wieder mit einem angereicherten Raum zu tun hat, der das Äquivalent von „Seele“ oder „Bewusstsein“ wäre? Gehen wir einmal von dem schmerzlichen Umstand aus, dass die Architektur seit der Renaissance ihren Status als primäres Deutungsmedium der Welt verloren hat. Bis dahin ließen sich noch „Welten“ bauen und die Metapher von Gott als Architekten und umgekehrt vom Architekten als „secundus deus“ besaß allgemeine Geltung.

Mit der Renaissance rückte nun die Schrift als Deutungsmedium von Welt in den Vordergrund,

weshalb die Architektur bereits zu diesem Zeitpunkt damit beginnt, sich zu adaptieren und ihre Schriftqualität bzw. ihre Textqualität herzustellen. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verlässt nun die Welt der Zeichen allmählich die Fläche – sei sie Wand oder Blatt – und bewegt sich in den Äther hinein. Natürlich wird auch oder gerade die Architektur davon affiziert sein, wenn sich die Zeichen in eine Art von „Hypermaterie“ verwandeln. Jener Paradigmenwechsel, den Teilhard de Chardin zwischen Biosphäre und Noosphäre angesetzt hat, scheint jedenfalls ein höchst zeitgenössisches Thema zu sein.

Gesetzt den Fall, es ereignete sich in der Tat dieser Wechsel von der Biosphäre zur Noosphäre, von der Biomacht zur Psychomacht (um einen vom französischen Philosophen Bernard Stiegler geprägten Begriff zu zitieren), dann könnte sich in diesem Moment die Dauerkrise der Architektur verschärfen. Denn das, was sie als „Form“ versteht, stünde endgültig zur Disposition. Form als Prinzip der Architektur ist unter diesen neuen Vorzeichen nicht mehr das Plastische, Skulpturale oder Monumentale an der Architektur, auch nicht mehr ihr harmonischer Kanon, in welchem sie die Proportionen des Kosmos spiegelt, sondern der Rest, der von ihr bleibt, nachdem sie sich in Information verwandelt hat. Die „Hypermaterie“ entmacht das Formprinzip im Namen der intelligenten Materie.

Unter diesen Vorzeichen könnte die Architektur versucht sein, ihr „Information-Sein“ ohne Umschweife zu simulieren. Das bringt sie leicht auf die etwas abschüssige Rampe in Richtung Architektur des Spektakels oder des Lunaparks. Indem sie sich selbst für inexistent erklärt, dient Architektur als billboard, als Oberfläche, auf welcher der Informationsaspekt als Sensation affiziert wird.

Wie also verhalten sich der Äther Psycho und der Äther Techno zueinander und welche wird ferner die Aufgabe der Architektur in diesem Verhältnis sein? Während nämlich der Tendenz nach Individuen in Single-Wohnungen in secessionistische Abständigkeit gehen, werden zugleich alle Räume von gleichförmigen Strömen und Netzwerken durchpulst und durchflutet, was die mit Raumbedarf bis zum Raumluxus konnotierte europäische Subjektivität gehörig unter Druck bringt. Es geht also darum – und das ist eine gewaltige Herausforderung – die kritische Proportion zu finden zwischen dem sich um Beträchtliches vergrößernden individuellen Umraum in „ätherischer“ oder psycho-ökonomischer Hinsicht und den just diese auratische Autonomisierung unterlaufenden informatischen, schrift- oder zahlenförmigen oder -basierten Systemen. Es ist die Zeit des „Mauerfalls“ gekommen, des Abhandenkommens einer „ehernen“ Geltung des architektonischen Prinzips. Nach dem Ende des elektrischen Zeitalters, welchem Marshall McLuhan noch die Nervenartigkeit zusprach, indem er das universale Kabelgewirr

als ein über das Individuum hinausreichendes und dieses erweiterndes Nervennetz gesehen hatte, kommt am Horizont ein altes Deutungsbild für die zeitgenössische technologische Welt wieder.

„Nach der Ära der Kabel und der Verkabelung hat nun das neo-metaphysische Zeitalter der Wellen begonnen.“

Nach der Ära der Kabel und der Verkabelung, nach dem Organismus der technischen Struktur, hat nun das neo-metaphysische Zeitalter der Wellen begonnen. Die von Wellen durchzogene Luft erhält in gewisser Weise wieder Ätherqualität, sofern unsere bisher von Gewittern, Gerüchen und Geräuschen befüllte Luft in ihrer botschaftlichen Fülle flimmert. Die Umraumqualität der Luft hat theoretisch schnell wieder das Niveau der Zuschreibungen erreicht, die ihr in der Antike, allerdings aus anderen Prinzipien hergeleitet, zugestanden worden war. Die Deutungen der Frequenz-Technologien tendieren folgerichtig zu einer Pneumatologie, zur Wiederkehr der Geist- und Geisterlehren, zur Bewusstseinsmythe. Die zeitgenössische Debatte wird sich daran abarbeiten müssen, die beiden Regime der psychischen Ordnung und der Ordnung der technischen Netzwerkssysteme aufeinander zu beziehen und herauszufinden, wie weit sie einander ähnlich sind und wie weit nicht. Die alte Ätherlehre hatte noch keine Kollision mit den Besitzrechten eines hochindividualisierten „Nutzers“ hinsichtlich des Umstandes zu befürchten, der nun von diffusen Ängsten ergriffen wird, wenn er nun nicht mehr als Subjekt, sondern nur noch als Adjekt im Netz vorkommen kann. Aber auch die alten *User* hatten sich ergreifen, vom *enthousiasmos* überkommen, vom Geistwind inspirieren lassen, nicht ohne vom Verdacht gequält zu werden, dass es sich um einen malignen Absender gehandelt haben könnte.

Die philosophische Tradition bietet uns ein Bild an, mit welchem der zeitgenössischen Situation angemessen begegnet werden kann, nämlich die Ätherlehre und die Pneumatologie mit ihren Untergattungen Angelologie und Dämonologie. Diese Bilder aber verführen dazu, im Techno-Äther die Eigenschaften, die dem Hauchraum, dem Äther-Umraum gehören, nicht nur in bildhafter Weise zuzugestehen, sondern diese Eigenschaften des alten Äthers in die neuen technologischen Ströme hinüberzuschaukeln. Diese beiden Ordnungen – Äther Psycho und Äther Techno – müssen aber nicht kurzschlussartig zur Synthese oder Kongruenz gebracht werden. Sie sind einander nur, wie

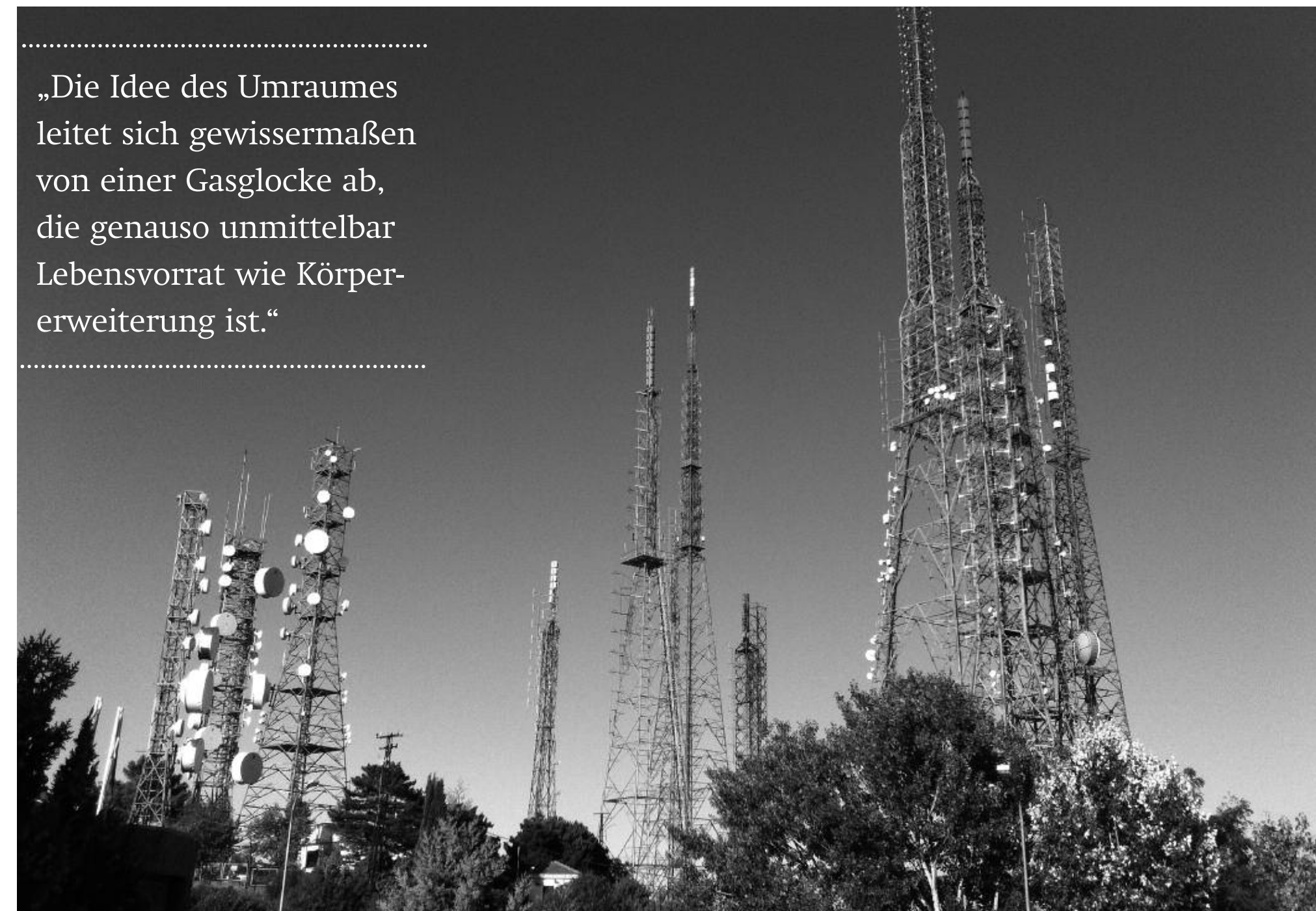
Heidegger sagen würde, *zugestellt*, was nicht ausschließt, dass in einer kybernetischen Schleife sich durch den *Äther Techno* die Aufmerksamkeit wieder dem, was „Äther“ ist, was Seele ist, was Bewusstsein ist, zuwendet und zuwenden wird.

Angesichts der scheinbaren Irrelevanz und des Anachronismus des Gebauten angesichts der pneumatologischen Wellen und Stromarchitekturen muss eine Grundsatzdiskussion in der Architektur in Bezug auf die in ihr ehemals verankerte Leib-Raum-Beziehung angestoßen werden. Die Phantasie, dass die Architektur selbst nichts weniger sei als „Hypermaterie“ kann nicht im Kurzschluss enden, dass die alten Shelter-Funktionen, die Welt-Deutungs-Funktionen oder die das Soziale konstituierenden Aufgaben heute von der Agenda verschwunden seien. Die imaginäre Aufhebung der Raumgrenze oder Wand mag angesichts einer Überdeterminiertheit von Raumeigenschaften selbst sinnig sein; gerade dann aber, wenn im Raum alle in ihn per Huckepackfrequenzen eingepackten Sphären omnipräsent sind, wird die Shelter-Funktion der Architektur wichtig. Für die in die Flüchtigkeit der Räume Hineingerissenen, für die den Strömen der Information, der Politik und des Kapitals Ausgesetzten erfüllt eine Architektur, die antithetisch zu Flucht, Fluktuation und Verflüssigung steht, ein Versprechen auf vorläufiges Zurruhekommen.

Elisabeth von Samsonow,
Professorin für Philosophische und
Historische Anthropologie an der
Akademie der bildenden Künste Wien,
Künstlerin und Autorin,
„Studio Elektra“ auf OKTO TV,
www.samsonow.net



Foto: Yvonne Oswald



Riesenantennen auf dem Berge bei Çemilçar bei Istanbul Foto: E. von Samsonow

Ein kleiner autobiotischer Fluchtexkurs

In den 70ern musste alles samt den Möbeln in das Fluchtauto, einen R4, passen, so unter dem Motto „Up, up and away“.

Es war eine steigende Zeit, und alles war provisorisch, nicht nur geistige Beweglichkeit war angesagt, vor allem „Nix wie weg!“ war die Devise – in jeder Hinsicht.

Das war natürlich reine Fiktion aus der Angst vor dem Unausweichlichen, vor dem endgültigen Anwachsen, dem Erwachsenwerden. Aber hypothesieren wird man wohl noch dürfen, wunschträumen ohne festen Untergrund.

Die ganze 68er-Truppe war ja auf der Flucht vor dem Ballast der Eltern und ihres Zusammenhangs, der letztlich auch der unsere war und blieb.

Aber, wer übernimmt schon gerne so ein Binkerl, das untragbar war und ist, unerträglich im wahrsten Sinn des Wortes.

Wir haben uns dann wie die ganze Gesellschaft in die Verdrängung geflüchtet, sie in ihre und wir in die unsere, die neue, so nach dem Motto „... messerscharf, ... nicht sein kann, ... nicht sein darf“.

Und so sind viele von uns immer noch auf einer anderen, zweiten Flucht, auf der vor dem riesigen Binkerl der Kommunisten, das Stalinismus, Maoismus und Pol Potismus etc. darstellen.

Da darf die Einmaligkeit unseres Fluchtgrunds, des elterlichen Binkerls, nicht bezweifelt werden, schon gar nicht dürfen Vergleiche gemacht oder gar Zusammenhänge hergestellt werden.

Wir lassen uns unseren Fluchtpunkt nicht ruinieren, der allein schon durch Idee und Absicht außer Diskussion steht, ganz nach dem Motto der Jesuiten (und der Marxisten) „Zweck heiligt Mittel“. Das Ziel, der Zweck, war und ist schließlich über jeden Verdacht erhaben, auch wenn sich die Realität noch so dagegen stellte.

Wir we/fürden es besser machen, ganz sicher, auf jeden Fall. Außerdem, wir waren ja nur Voyeure von unserem Fluchtpunkt aus, nicht völkische, sondern kommunistische Beobachter sozusagen, wir hatten keine Gelegenheit, uns die Hände dreckig zu machen, so leider, so gottseidank.

Aber wir wären in unserem selbst gewählten Asyl zu allem bereit gewesen, die eine oder andere Leiche wäre es uns sicher wert gewesen, ja notfalls sogar viele, wenn der Weltgeist es verlangt hätte.

Und was der Weltgeist wollte, verlangte, forderte, das wussten wir aus der Fluchtpunktliteratur: MEW = Marx + Engels (gesammelte) Werke, 20 Bände, blau, aus Moskau. Dort stand alles drinnen, mehr Theorie als Praxis allerdings, aber die konnte man ja ableiten, von Lenin, von Stalin, nach der großen, der Oktoberrevolution. Und die paar Millionen zwangsverhungertes Kulaken – ein Klacks, Reibungsverluste der Modernisierung.

Inzwischen sind wir Flüchtlinge ja längst wieder heimgekehrt, mehr oder weniger notgedrungen, notwendigerweise, und selbst die letzten (schlechten) Alternativen sind zerbröseln, aber immer noch tragen wir unser Ausbüxen nach einem fiktiven Fluchtpunkt wie ein Adelsprädikat vor uns her.

Und so reden wir auf unserer immerwährenden Flucht mit Vorliebe immer noch und immer wieder vom riesigen Binkel des Ungeists, aber sicher nicht von dem des Weltgeists. Über den lassen wir nichts kommen, eine Rückzugsmöglichkeit, einen Fluchtbereich, ein Asyl brauchen wir, wir notorischen Flüchtlinge auf der immerwährenden Flucht unseres Lebens.



Foto: Angela Flois

.....
Gernot Lauffer Wander- und Fluchtbiografie:
1942 in Mutter Zell/See – Kitzbühel, mit Mutter retour.
1948 Zell – Huben/Osttirol.
1948-1952 8 x Huben – Graz & retour.
1952 Graz – Innsbruck.
1961-1970 Innsbruck – Graz (TH) & retour, oftmals.
1970-1977 Graz – Leibnitz (Arch. Kada) & retour, oftmals.
1979-1983 Graz – Arnfels (Sterz) & retour, oftmals.
1984 Graz – Graz mit Fahrrad, dauernd.
.....

Die Flucht der Geschlauchten

Die Zeit war noch jung und wir mit ihr. Das Motto lautete:



Reiche bzw. deren Kinder sind ja immer ganz arm, denn: Es geht ihnen viiiiel zu gut, als dass es ihnen gut ginge.

Damals waren alle reich, gemessen an der Zeit davor. Und es wurde immer besser und schöner und reicher. Zukunftssorgen war ein Fremdwort für uns Youngsters.



Es war Herbst 1970, das 68er-Syndrom war am Höhepunkt. Ich brachte endlich meine tiefgründigen Studien zu Ende. Und graduierte mit schulterlangen Haaren, im Nadelstreif.

Die Schläuche verwendeten wir als Deko bei der Siegesfeier. Dann "flüchtete" ich in den Zustand, der immer noch anhält: In den studentisch-provisorischen eines Verbalarchitekten.



Ein paar Bildchen vom geschlauchten Fluchtfahrzeug. Es war schwungvoll 2-farbig bemalt: Hell- und dunkelrot. Wie sonst in einer Zeit des permanenten Morgenrots?

Es war doch erst gestern, es ist immer noch Gegenwart. Früher wäre das echt urlang, einfach ewig her gewesen. Aber es gab ja keinen Krieg inzwischen, die Zeit zu teilen.



Unsere Altersgenossen heißen Jaggamichi und Tinaturnerin. So lange die auf den Bühnen herumturnen und -heulen, sind wir ewig jung, selbst noch als mümmelnde Pensionisten.

Der R4 ist Urmodell vieler heutiger Autos, auch der SUVs. Außen ganz klein und innen groß, mit Vorderradantrieb. Man konnte alles darin machen, auch schlafen und – flüchten.



Nur: Wie kommt denn der olle Greibl die Treppe hinunter? Und überhaupt: Wie ist er denn da hinaufgekommen? Fragen über Fragen zu den geschlauchten 68ern samt R4.

Fotos: Gernot Lauffer